



Wolfgang Treichl

AM
ENDE
WAR
DIE
TAT

Ueberreuter

393745
Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Treichl, Wolfgang:

Am Ende war die Tat / Wolfgang Treichl. – Wien : Ueberreuter,
1992

ISBN 3-8000-3346-1

AU 251/2. Auflage
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 1992 by Heinrich Treichl, Wien
Printed in Austria

VORWORT

Es bedurfte einer langen Reisezeit, ehe wir, die Geschwister Wolfgang Treichls, uns entschließen konnten, die folgenden, ganz persönlichen Dokumente unseres Bruder betreffend, vor allem seinen Brief an unsere Eltern zu veröffentlichen, in dem er beschreibt, wie er zu dem Entschluß gelangte, sein Leben für die Befreiung Österreichs und für den Sieg über den Nationalsozialismus zu wagen. Er starb bei der Ausführung dieses Entschlusses.

*

Wolfgang Treichl wurde am 20. April 1915 in Wien geboren. Sein Vater, Dr. jur. Alfred Treichl, war Mitglied des Direktoriums der Anglo-Österreichischen Bank, seine Mutter, Dorothea Freiin von Ferstel, eine Enkelin des Architekten Heinrich Freiherr von Ferstel.

Wenige Monate vor Wolfgangs Geburt war Österreich-Ungarn in den Krieg eingetreten, der es in den Untergang führte.

Der verlorene Krieg, der Zusammenbruch der Mon-

archie, die Inflation, die gegen Ende der zwanziger Jahre einsetzende Wirtschaftskrise, trafen auch das bisher von materiellen Sorgen völlig frei gewesene Elternhaus.

Die Familie übersiedelte im Jahre 1928 nach Frankfurt am Main; und Wolfgang, der in Wien das Schotten-Gymnasium besucht hatte, trat dort in das Lessing-Gymnasium ein.

Die Schuljahre in Frankfurt, mit dem Abitur im Jahre 1934, brachten entscheidende Begegnungen. Das Deutschland der Weimarer Republik wurde mit der wachsenden wirtschaftlichen Not immer mehr in haßerfüllte Gruppen zerrissen. Sozialismus, Nationalismus, Antisemitismus drangen unaufhaltsam in die bisher weltfernen Klassenzimmer humanistischer Gymnasien und zwangen deren jugendliche Insassen weltanschaulich Stellung zu beziehen.

Als Hitler 1933 an die Macht gelangte, war die Haltung des noch nicht achtzehnjährigen Wolfgang Treichl schon geformt: unversöhnliche Gegnerschaft. Sie blieb bis zum Ende.

Das Leben in Deutschland hatte zur Auseinandersetzung mit den Deutschen gezwungen: ob links ob rechts, kaum je wurde der Versuch unterlassen, den Österreicher die vermeintliche Überlegenheit der Deutschen fühlen zu lassen. Die Antwort war: betontes Österreichtum.

Nach Beendigung der Schule studierte Wolfgang ein paar Semester an den juristischen Fakultäten in Prag und Innsbruck. Der Verdacht einer Lungenkrankheit

führte zu einem einjährigen Aufenthalt in Südtirol, auf dem Besitz der Großeltern.

Der März 1938 mit dem Einmarsch deutscher Truppen, dem Triumphgeschrei und der heimlichen Verzweiflung war ein entscheidendes Erlebnis. Verwandte und Freunde gerieten in Gefahr, wurden verhaftet, verschwanden, emigrierten. Bei den Verbliebenen sonderte sich Spreu von Weizen. Die Befreiung vom Nationalsozialismus und die Wiederherstellung Österreichs wurden das Lebensziel schlechthin.

Im Herbst des Jahres 1938 wurde der Dreißigjährige zum Dienst in der deutschen Wehrmacht einberufen. Am 13. Oktober 1944 ist er als Fallschirmspringer der englischen Armee bei Tolmezzo in Friaul gefallen.

*

Das im folgenden abgedruckte Tagebuch, das Wolfgang Treichl in der Gefangenschaft führte, erwähnt unter dem 6. November 1943 »die freudige Nachricht, daß auf der Moskauer Konferenz die Unabhängigkeit Österreichs als offizielles Kriegsziel erklärt wurde«. Weiter heißt es im Tagebuch: »Es wird in der Erklärung daran erinnert, daß Österreich eine gewisse Verantwortung auf sich geladen hat durch die Teilnahme am Krieg auf Seiten Deutschlands und daß es nach seinem eigenen Beitrag zu seiner Befreiung bei dem ›final settlement‹ beurteilt werden

wird. Ich lese daraus eine gewisse Chance für mich, und auch der Oberst ist dieser Ansicht. Ich habe auf seinen Rat ein neues Gesuch geschrieben.«

Wolfgang Treichl hat einen Beitrag geleistet – er hat sein Leben hingegeben – und wenn unser Land sich als Opfer und nicht als Mittäter fühlte, und wenn wir mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit eine Sonderstellung als befreites Land für uns beanspruchten, dann dank solcher Taten und Opfer.

Die Zweite Republik hat ihren begreiflichen Wunsch, als befreites Land behandelt zu werden, nur zögernd mit dem ebenso selbstverständlichen Wunsch, zu danken oder wenigstens zu gedenken, verbunden: kaum ein Stein, kaum eine Tafel erinnert an die Menschen, die für die Befreiung Österreichs starben.

*

Was macht aus einem jungen Menschen, der in dem trotz aller Krisen der Zwischenkriegszeit milden Klima einer traditionsgebundenen Familie mit ihren festen Überzeugungen, aber ohne aktives politisches Engagement aufgewachsen war, einen zum Äußersten bereiten Gegner des Nationalsozialismus?

Er gehörte keiner Gruppe, keiner Bewegung an; niemand hatte ihn angeworben: er folgte seinem Gefühl, seinem Gewissen – keiner Ideologie, nur seiner Überzeugung. Er wollte, wie Václav Havel von sich sagte, »in der Wahrheit leben«. Er war weder Nach-

ahmer, noch wurde er Vorbild. Sein einsames Handeln und Sterben ist ein Einzelfall.

*

Schreiben war ein Teil seines Wesens. Daher wagen wir, um das Bild Wolfgangs zu vervollständigen, eine Anzahl seiner Gedichte – die meisten von dem 16- bis 18jährigen verfaßt – und ein kleines dramatisches Werk in diese Veröffentlichung einzubeziehen. Eines der Gedichte des 18jährigen, »Mahnung« (S. 88), ist Lebensprogramm und Abnung. So hoffen wir, die Erinnerung an ihn nicht nur bei den wenigen Verwandten und Freunden, die ihn kannten und die noch leben, wachzuhalten, sondern auch den Menschen, die ihn nicht kannten, das Bild eines jungen Mannes vorzustellen, wie es nicht viele gab und gibt.

Die Geschwister

1190 WIEN
COTTAGEGASSE 65/II/3
TEL. 36 61 97
28. 7. 1988

Lieber verehrter Herr Dr. Treichl,

es war mir selbstverständlich, so bald es ging, die Fahnen zu lesen und mir einige Anmerkungen zu notieren, die ich Ihnen weitergeben möchte. Ganz gewiß handelt es sich hier um zweierlei: ein unsäglich erschütterndes Zeitdokument, und die Aufzeichnungen und wenigen literarischen Hervorbringungen eines begabten jungen Menschen, dessen Zukunft vielleicht, aber nicht unbedingt, im Bereich der Literatur gelegen wäre.

Den letzten Brief habe ich damals bereits im »Profil« mit großer Anteilnahme gelesen und jetzt noch einmal. Er allein rechtfertigt die Herausgabe dieser Schriften. Im Tagebuch finden sich hervorragende Bilder wie der Vergleich der Wüste mit dem Gesicht eines Rothaarigen. Herzzerreißend vor allem für jemanden wie mich, der die Großmut und Integrität der Engländer, aber auch ihre fahrlässige Langsamkeit und machmal schiefliegenden Improvisationen kennt, war die Schilderung der langen Wartezeit bis zur Aufnahme in die britischen Streitkräfte.

Mir sind einige kleine Druckfehler oder Mängel aufgefallen. Einmal – die Stelle kann ich dummerweise nicht mehr finden – steht fälschlich *Lybier*,

wenn es sonst immer richtig *Libyer* heißt. Es fehlen viele Kommata, die aber ein guter Verlagslektor einfügen könnte (und sollte). Einmal ist der *Gezirclub* falsch geschrieben, einmal – wenn die Fahnen nur numeriert wären! – ist Lord Moyne verdruckt, und auf der letzten Seite des Briefes (denn auf diesen beziehen sich diese Korrekturen) steht auf Zeile 7 »nichts erklären brauche«, was man vielleicht in »nichts zu erklären brauche« ändern könnte. Aber es ist nicht wichtig und der Text mag Ihnen heilig sein, so daß Sie nicht dran rütteln wollen.

Im Tagebuch habe ich in der Eintragung vom 26. 2. 43 das Wort »Cagerand« nicht verstanden. – Heißt das etwas oder ist es ein Druckfehler für *Lagerrand*? (Eben fällt mir auf, daß ich ganz am Anfang, am 17. 1. 43, in der Mitte der Eintragung einen falsch gesetzten Beistrich, »ich dachte, keine Eltern« soll es heißen, gesehen habe). Zum 29. 4. 43: ich gebe Ihnen zu bedenken, daß der letzte Satz ein bißchen zynisch wirken könnte. Wäre es mein Bruder, ich würde ihn weglassen. Zum 26. 7. 43: hier ist *Comité* ohne Accent. Zum 27. 9. 43: *quelconque* ist verdruckt. Zum 8. 12. 43: hier soll es wohl »grosse dame« heißen, denn es ist von der starken *poitrine* die Rede.

Die Gedichte sind zum großen Teil schön, wiewohl derivativ, man hört die Liebe zu Hofmannsthal und Rilke heraus. Es ist vor allem alles voll Geschmack, für mich sehr wichtig. Besonders schön:

Mariä Empfängnis. Das Dramolet gefällt mir ebenfalls, sehr schnitzlerisch. Kurzum: natürlich soll das alles gedruckt werden.

*Wollen Sie die Fahnen zurück?
Mit sehr herzlichen Grüßen*

A handwritten signature in cursive script, appearing to read 'Hilde Spiel'.

(Hilde Spiel)

»LETZTER BRIEF«

Ich schreibe das alles nieder, meine Lieben, für den Fall, daß ich nicht selber in der Lage sein sollte, Euch nach diesem Kriege die Geschichte dieser herrlichen Monate und Jahre zu erzählen. Ich habe Vorsorge getroffen, daß Freunde, wunderbare und sehr verlässliche Menschen, Euch über mich berichten werden können, aber es ist dennoch vielleicht das Beste, wenn ich selbst Euch ein ungefähres Bild von dem geben kann, was die interessanteste, ausgefüllteste, schwierigste – aber vielleicht auch beste Zeit meines Lebens war.

Eigentlich muß ich sehr weit zurückgreifen – bis in den Herbst 1941, als ich im Reservelazarett XII lag. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich in diesen ganzen Jahren im Grunde niemals Treibholz gewesen bin – daß ich immer nach meinem eigenen Gutdünken gehandelt habe, daß ich Richtiges und Falsches getan habe und daß ich nun vor der Krönung eines Planes stehe, den ich vor nun fast drei Jahren faßte und der eigentlich beinahe unausführbar scheinen mußte.

Ein ›anderer großer Mann‹ dieses Jahrhunderts faßte im Lazarett von Pasewalk den Entschluß Politiker zu werden – ich faßte im Lazarett XII den Entschluß, meinem Kampf gegen den Nationalsozialismus auf der Seite der Alliierten ein aktiveres Gepräge zu geben. Die ersten Phasen dieses Planes sind Euch bekannt. Ihr wißt, wie ich auf krummen Wegen und aus einer hoffnungslosen Situation heräus durchsetzte, auf einen O A Lehrgang zu kommen, wie ich Offizier wurde und wie ich nach Afrika versetzt wurde. Susi wird sich noch erinnern, was ich ihr bei unserem Abschied am Münchner Bahnhof sagte. Alles war Glied einer Kette.

In Afrika fand ich folgende Situation vor. Der deutsche Angriff war bei El-Alamein zum Stehen gekommen, hinter den Linien lag ein breiter Minenfeldgürtel und es war beinahe unmöglich auf die andere Seite zu kommen. Ende August kam bei Rommels letztem Angriff die Front ins Rollen, ich versuchte durch die Kattarasenke zu den britischen Linien zu gelangen, im wirklich allerletzten Augenblick wurde ich von einem deutschen Spähtrupp aufgehalten. Ich mußte wieder zurück – mein Fahrer, ein Wiener, der mit mir gehen wollte, ist später an meiner Seite gefallen. Die Front kam wieder zum Stehen, ich wurde an die See versetzt, etwa 15 km hinter der Front. Ich mußte wieder warten. Mitte Oktober kam ein Schreiben vom OKH, daß ich zu un-

recht zum Offizier befördert worden war. Ich wußte, daß nun nicht mehr viel zu verlieren war. Am 23. Oktober begann die Schlacht von El-Alamein. Noch in derselben Nacht wurde ich in die vorderste Linie geschickt. Es war wirklich die Hölle. Funker und Fahrer wurden verwundet oder getötet. Ich wundere mich heute noch, wie ich diese Tage überlebte. Ich kann ruhig sagen, daß ich eine der entscheidendsten Schlachten dieses Krieges an der entscheidendsten Stelle miterlebte. Meine Stellung lag ein paar Kilometer südlich der berühmten Moschee Sidi Abd el Rahman. Dort begann am 2. November der große Panzerdurchbruch der Engländer. Ein unvergeßliches Bild: die riesigen Panzer mit gesetzten Gefechtswimpeln im Wind in breiter Formation vorrückend.

Ich war auf dem Batl-Gefechtsstand des Pz. Gr. Reg. 200. Den ganzen Tag lagen wir unter schwerstem Art. Feuer und MG-Beschuß. Ich habe nie so viele scheußliche Verletzungen gesehen wie damals. In der Nacht kam der Befehl, 9 km zurückzugehen. Ich schickte meinen letzten Funker fort.

Während die Infanterie abzog, verbarg ich mich in einem Schützenloch. – Die Nacht, die ich allein – hinter der Linie verbrachte – war eine der schönsten in meinem Leben. Angst hatte ich überhaupt keine. Es war wunderbar still, erfrischend nach dem ständigen Trommelfeuer des

Tages. Das Gefühl, an dem großen Wendepunkt meines Lebens zu stehen, war sehr deutlich in mir.

Die Engländer kamen erst spät am nächsten Vormittag. Es war sehr undramatisch. Ein Oberleutnant eines Panzerspähwagens schoß zweimal ziemlich unmotiviert auf mich, dann hob ich meine Hände und wir begrüßten uns ziemlich herzlich. Er brachte mich zu dem H. Q. einer australischen Brigade, wo ich ausgezeichnet bewirtet wurde. Von dort kam ich zu einer Verhörstelle des Intelligence Corps. Ich machte dort keinen Hehl aus meiner Anti-Nazi-Gesinnung. Ich wurde durch mehrere Lager geschleust und gelangte schließlich am dritten Tage in ein Speziallager in Maadi bei Kairo. Und dort nahmen meine eigentlichen Abenteuer ihren Anfang. Chef der deutschen Abteilung dort war damals ein Freund von Euch, ein Cpt. Dowden, ehemaliger engl. Vizekonsul in Frankfurt am Main. Er empfing mich mit der größten Freundlichkeit, verschaffte mir diverse Erleichterungen und versprach mir, alles in seiner Macht stehende für mich zu tun. Man würde Leute wie mich unbedingt brauchen und ich würde demnächst nach England geschickt werden. –

Ich lebte in einer vergitterten Zelle, die nur von außen geöffnet werden konnte. Jeden Tag kamen englische Offiziere auf Besuch, die sich mit mir über die Verhältnisse in Österreich und

Deutschland unterhielten. Ihr werdet begreifen, welche Entspannung es für mich bedeutete, zum erstenmal nach so vielen Jahren offen reden zu dürfen und hoffen zu können, aktiv am Kampf gegen diese Nazis teilzunehmen. Ihr seid in den letzten Jahren vielleicht zu wenig mit mir zusammengewesen, um zu wissen, zu welchem Fanatismus sich mein Haß gegen die Nazis gesteigert hatte. Ich konnte nachts vor Haß nicht schlafen. Ich konnte die Gesichter der Nazi einfach nicht mehr ertragen, es war buchstäblich eine Art von Besessenheit. – Mit mir zusammen lag ein Kamerad, ein Oberlt. von Bausnern, der Sohn eines norddeutschen Pastors, ebenso wie ich ein glühender Feind der Nazis. Ich kannte ihn flüchtig aus Berlin und sah ihn nun im Sonderlager von Maadi wieder. Ich war in der Folge mit ihm über ein Jahr ständig zusammen, ich bin mit ihm durch sehr viele schwere Stunden gegangen und ich glaube, daß er der beste Freund war, den ich in meinem Leben hatte.

Zunächst ging es uns ganz gut. Wir lebten beide in der Erwartung in nächster Zukunft nach England gebracht zu werden, um dort einen Job zu übernehmen. Dowden besuchte uns täglich. Wir fuhren – als englische Offiziere uniformiert, einige Male nach Kairo. Den Weihnachtsabend verbrachten wir als Gäste Dowdens in seiner Villa.

Nach Neujahr begannen wir unruhig zu werden.

Durch Zufall erfuhren wir, daß unter verschiedenen Nazioffizieren unsere Namen bereits als Verräter und Antinazi genannt wurden. Unsere Fragen über unseren Transport nach England wurden ausweichend beantwortet. Am 21. 1. erschien Dowden plötzlich in unserer Zelle und erklärte uns, daß kein Platz mehr für uns vorhanden sei und daß wir in einem gewöhnlichen Nazilager unseren Abtransport abwarten müßten. Da wir in dem Lager, in das wir eigentlich hätten geschickt werden sollen, bereits als ›Verräter‹ bekannt waren, wurden wir in ein entfernteres Lager gebracht. Leider. – Ich wußte sofort, was das bedeutete. Dowden hatte uns ganz einfach aus mir heute noch unbekanntem Gründen fallen gelassen. Am nächsten Tag wurden wir – zusammen mit einem dritten Antinazioffizier – in das üble Lager 306 gebracht.

Wir konnten dort nur fünf Tage bleiben, während wir in ständiger Lebensgefahr schwebten. Die Engländer wenden in ihren Gefangenenlagern das Prinzip größtmöglicher Selbstverwaltung durch die Gefangenen an. Das heißt, zweimal im Tag erscheint ein englischer Soldat, um die Zählung durchzuführen, die übrige Zeit sind die ›Cage volley‹ sich selbst überlassen. Um das Lager sind farbige Wachposten aufgestellt, die lediglich darauf aufzupassen haben, daß niemand durch den Draht kriecht. Die Folge davon ist ein unbeschreiblicher Naziterror in den ein-

zelnen Cages, der schlimmer als im Reiche selbst ist. Eine genaue Kontrolle der Gefangenen ist beinahe unmöglich – und ich weiß, daß eine ganz erhebliche Anzahl Anti-Nazi-Gefangener spurlos in dem Lager verschwunden ist. – Wir waren vom ersten Augenblick an verdächtig. Wir wurden ständig verhört, bespitzelt und bedroht. Diese paar Tage im Nazi-Cage waren die schwerste Nervenbelastung meines Lebens. Am vierten Tage wurde die Situation unhaltbar. Wie wir später erfuhren, war unsere Exekution für die folgende Nacht festgesetzt worden. Ihr müßt Euch unsere hilflose Situation vorstellen – wir hatten keine Ahnung, ob die Engländer uns helfen würden – um unsere grauenhafte Lage ganz zu begreifen.

Jedenfalls mußte etwas geschehen. Es gelang mir, mich am Vormittag aus dem Cage zu schwindeln und als Kranker ins Lagerhospital zu gehen. Dort arbeiten wieder nur deutsche Kgf. Ärzte, erbitterte Nazi! Dennoch gelang es mir, einen englischen Offizier zu sprechen und ihm unsere Lage zu schildern. Er brachte mich sofort zum englischen Lagerkommandanten, einem weißhaarigen, alten, sehr netten Colonel. Er versprach mir, meine Kameraden sofort aus dem Cage zu holen und in ein anderes Lager zu schicken.

Eine Stunde später befanden wir uns in einem kleinen Lager, in dem außer uns sechs deutsche

Antinazi und 500 farbige libysche Kriegsgefangene untergebracht waren. Wir waren für den Augenblick in Sicherheit, aber unsere Lage war deprimierend. Unsere Namen waren nun unter den Nazi allgemein bekannt und unsere Sorge um unsere Familien grenzenlos. Die sechs deutschen ›Antinazi‹ waren Fremdenlegionäre und ausgesprochen asoziale Typen. Die Libyer betrachteten uns mit Mißtrauen. Von den Engländern erwarteten wir nichts mehr. Dort lebten wir etwa drei Wochen. Nach ein paar Tagen kamen drei neue Antinazi, darunter Nikolaus Huetz aus Fieberbrunn, der dort ein Jahr lang mein getreuer Bursche war. Am 18. 2. kam der nächste Schlag. Ohne vorhergehende Verständigung wurden wir plötzlich in das Lager 306 zurückgebracht und in ein kleines Cage inmitten des Lagers geführt. Natürlich wurden wir sofort von den Nazis erkannt und mit Steinen beworfen. Wir wurden also wieder herausgeholt und neben dem Lagereingang beim italien. Hospital untergebracht. Die Italiener weigerten sich, uns, den Verrätern, Essen zu geben. Wir verlangten einen englischen Offizier zu sprechen – vergeblich! In dieser Nacht faßten wir den Entschluß, unter keinen Umständen jemals aufzugeben. Ich gelobte mir selbst, daß ich mich aus dieser grauenhaften Erniedrigung wieder herausarbeiten würde. Und ich habe es getan, obwohl es wirklich fast hoffnungslos erschien. Freunde, die mir

helfen würden, hatte ich keine, nur unerbittliche Feinde.

Am nächsten Tag kamen etwa 20 andere Antinazi zu uns. Die Nazi veranstalteten den ganzen Tag Sprechchöre und Steinbombardements. Am Abend wurden wir in ein Cage gebracht, da die Nazi einen Massenangriff gegen uns planten. Die indische Wache zog mit Maschinengewehren einen Kordon um uns. – Die ›Antinazi‹ haßten uns, da wir Offiziere waren. Sie wollten für uns nicht kochen und wollten keinerlei Rangunterschiede anerkennen. Sie protestierten gegen unsere Anwesenheit bei den Engländern. Das war also unsere Lage. Umgeben von etwa 7 000 Nazi im Kreise von etwa 30 Antinazi, die uns ebenfalls mit Erschlagen drohten. Die Engländer völlig gleichgültig und indifferent. Ich wundere mich heute noch, daß sie mich nicht damals aufgehängt haben. Da das ganze Lager unseretwegen in Aufregung war, wurden wir vier Tage später in das nahegelegene italienische Lager 307 gebracht. Damit begann ein neuer Abschnitt.

Ich habe im Lager 307 nicht ganz ein Jahr zugebracht und es war – im großen und ganzen – eine erträgliche Zeit dank eines Mannes, den ich dort kennenzulernen die Ehre hatte! Es ist dies Lt./Col.P .K.Campbell, dem ich wie keinem anderen Menschen zu Dank verpflichtet bin. Er wird nach Kriegsende mit Euch in Verbindung

treten und Euch viel über mich erzählen. Zuerst wurde ich mehr oder minder wie andere Gefangene gehalten. Wir waren nur vier Offiziere und 30 Mann, nach zehn Monaten waren es etwa neun Offiziere und 120 Mann. Trotz aller Versuche, mit den Leuten kameradschaftlich zusammenzuleben kam es infolge einiger unverbesserlicher Stänkerer immer wieder zu Reibungen, bis wir schließlich aufgaben. Es waren einige sehr nette Leute darunter, wie etwa Nikolaus Huetz, die übrigen ließen wir links liegen.

Der Oberst kam uns erst jede Woche einmal besuchen, später kam er immer häufiger und wir sahen, daß er großes Interesse an unserem Schicksal hatte. Er brachte uns immer Bücher und Zeitungen mit und versuchte uns zu trösten. Ende März sollten wir doch nach England gehen, wir wurden nach Suez in ein Durchgangslager gebracht und nach drei Tagen wieder zurückgebracht – angeblich war kein Platz am Schiff vorhanden. Der Oberst versprach uns, nun unsere Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen. Ich glaube, daß er mich als Österreicher besonders ins Herz geschlossen hatte.

Die englischen Behörden arbeiten sehr langsam. Monate hindurch fuhr Lt./Col. Campbell immer wieder mit uns nach Kairo, um unsere Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Ende Juni schien er Erfolg zu haben – wir wurden wieder nach Maadi in das Sonderlager zurückgebracht.

Dort verbrachten wir fünf sinnlose Wochen in einer engen Zelle, um Anfang August wieder nach 307 zurückgeschickt zu werden. Der Oberst tröstete uns so gut er konnte. Mitte August sollten wir alle, wir waren nun etwa 80 Mann, nach Kanada geschickt werden. Wir gingen nach Suez, blieben dort zehn Tage, dann wurde der Transport abgeblasen. Wir gingen wieder zurück.

Nun begann die angenehmste Zeit meiner Gefangenschaft. Der Oberst nahm uns vier Offiziere aus dem Cage und brachte uns auf einem leeren Platz im Lager unter. Wir durften zwei Burschen mit uns nehmen, Huetz und Fletzberger, einen sehr netten St. Pöltner. Wir durften das Lager frei verlassen, wann immer wir wollten, um im nahen Bittersee zu schwimmen oder zweimal in der Woche fuhren wir nach Trinalin, wo wir uns völlig frei bewegen konnten. Praktisch genommen, waren wir keine Gefangenen. Eine Reihe englischer Offiziere kamen zu uns, um Deutschunterricht zu nehmen. Zwei davon, ein Cpt. Pringle und ein Cpt. Hughes-Onslow, sind mir wirklich wahre Freunde geworden. Sie werden Euch nach dem Krieg bestimmt schreiben.

Gleich neben uns lebten italienische Ärzte, zum größten Teil Antifaschisten, mit denen wir uns sehr befreundeten. Ich hatte also eine ganz angenehme Zeit, abgesehen von den unaufhörli-

chen Sorgen, die mich um Euch quälten. Im Oktober wurde eine Anzahl Nazigefangener aus 306 nach Deutschland ausgetauscht, und ich wußte, daß sie alles berichten würden. Gebe es Gott, daß die Nazi keine Repressalien an Euch ausüben.

Der 2. November brachte die Moskauer Erklärung über die Unabhängigkeit Österreichs. Der Oberst riet mir ein neues Gesuch zu schreiben, das er persönlich nach Kairo brachte. Wieder verging eine Zeit des Wartens – wir verbrachten noch Weihnachten und Neujahr im Lager – aber am 28. 1. verließ ich das Camp endgültig. Am 2. Februar zog ich die englische Uniform an und nun bin ich inzwischen Sergeant in der britischen Armee, mit dem Zeichen der Fallschirmjäger auf dem rechten Arm.

Dies ist nun fast fünf Monate her, fünf Monate, die zweifellos die interessanteste und vielleicht auch schönste Zeit meines Lebens umspannen. Ich kann Euch im einzelnen über meine Ausbildung nicht vieles sagen – ich habe eine Menge gelernt, ich habe fünf Fallschirmsprünge gemacht, ich bin im Tiberiassee geschwommen, ich habe den Frühling in den Bergen von Galiläa gesehen und bin in der Nacht über den Berg Kamal gewandert. Ich bin im ältesten Teil von Kairo von den Arabern fast totgeschlagen worden, weil ich um Mitternacht in ein zerfallenes Minarett kletterte und ich habe im Mondschein

auf dem Nil gesegelt. Ich habe am Fuße der Pyramiden im Menahouse Tee getrunken, ich habe im Geziraclub den Cricketspielern zugesehen und ich war beim Staatsminister für den Mittleren Osten, Lord Moyne zum Dinner eingeladen. Ich habe, trotz oft anstrengender Tage, in diesen fünf Monaten das Leben so genossen wie nie zuvor. Ich habe eine Unzahl interessanter Menschen kennengelernt, von denen mir einige so gute Freunde geworden sind, daß ich sie nicht mehr aus meinem Leben wegdenken könnte. Ich muß Euch sagen, daß ich hier natürlich unter einem falschen Namen gelebt habe (Sgt. Taggart), daß ich eine falsche Geschichte über mich erzählen mußte und daß meine Freunde das wußten. Sie haben mich nichts gefragt und haben mich akzeptiert, trotz allem Mysteriösen um mich. Diese Papiere hinterlege ich bei der vielleicht hervorragendsten Frau, der ich je begegnet bin, eine alte schwedische Dame, die mich wirklich wie eine mütterliche Freundin bei sich aufgenommen hat. Wenn der Krieg zu Ende ist, wird sie mit Euch in Verbindung treten und Euch vieles über mich erzählen können, obwohl sie nichts von meinen wahren Erlebnissen weiß. Noch etwas möchte ich nicht versäumen, Euch zu sagen. Es ist möglich, daß Ihr durch die Nazis vielleicht falsche Dinge über mich hört. Ich kann Euch versichern, daß ich als regulärer Soldat in die britische Armee aufgenommen wurde,

daß ich dem Intelligence Service angehöre und, daß ich als *britischer Offizier* einen Auftrag in einem von den Deutschen besetzten Gebiet durchführen werde. Ich bin kein Spion und kein Agent. Ich bin Soldat, bzw. Offizier in einem ›Special Service‹, ich bin glücklich, daß ich die Gelegenheit haben werde, aktiv an der Ausrottung des Nazi-Gesindels mitzuwirken und ich glaube, daß Ihr allen Grund habt, Euch zu freuen, einen Sohn in der britischen Armee zu haben. In diesem Krieg sind alle Mittel recht, einen Hitler zu schlagen. Der Haß gegen die Nazi ist in mir zur Besessenheit geworden, ich habe buchstäblich nichts anderes in meinen Gedanken.

Ich will mich nicht als großen Idealisten darstellen, mit dem Glauben an eine bessere Welt nach dem Kriege unter demokratischen Vorzeichen. Mein Glaube ist einzig und allein mein Haß gegen den Nazismus und ich glaube auch, daß die Stärke eines solchen Hasses irgendwie verpflichtet. Man muß in diesem Krieg die Kraft besitzen, Eltern und alles, was einem teuer ist, zu vergessen und nur eines im Auge behalten: die Vernichtung des Teufels.

Meine Liebsten, ich schreibe dies alles in größter Eile nieder, verzeiht mir daher, wenn ich mich schlecht und unbeholfen ausdrücke. Manches klingt vielleicht phrasenhaft, aber in meiner Situation drischt man keine Phrasen. Ich will Euch

nur irgendwie verständlich machen, wie sehr ich ein Fanatiker geworden bin. – Ihr selbst, geliebte Eltern, habt uns so erzogen, daß keinem von uns Kindern ein Leben unter den Nazis erträglich scheinen konnte. Ich selbst habe eben das Glück gehabt, mich im Kampf gegen die Nazis einsetzen zu dürfen.

Ich danke Euch, geliebte Eltern, für alles, was Ihr für mich getan habt. Erst in diesen allerletzten Jahren habe ich voll begriffen, wieviel Ihr mir gegeben habt. Dir, Mutter, verdanke ich die unsentimentale Begeisterungsfähigkeit, die mich im entscheidenden Augenblick alles wagen läßt, und Dir, Vater, den kühlen und klaren Blick, der mich das Entscheidende hat erkennen lassen. Was immer auch geschehen mag, ich glaube nicht, daß Ihr Euch je meiner zu schämen braucht.

Ihr, meine geliebten Geschwister wißt, daß Ihr die einzigen wahren Freunde wart, die ich je gehabt habe. Ich weiß, daß ich Euch nichts zu erklären brauche. Susi hat wohl bei unserem letzten Zusammentreffen in München gefühlt, welchen Entschluß ich gefaßt hatte, und Heinrich hätte niemals anders gehandelt als ich. Ich bete zu Gott, daß ich Euch allen nicht geschadet habe, aber selbst das müßte ich in Kauf nehmen in diesem Kreuzzug.

Ich möchte, daß Lotte alles erfährt, was ich hier niedergeschrieben habe. Mag sein, daß sie in-

zwischen geheiratet hat, aber das spielt alles keine Rolle. Sie gehört zu den Menschen, die mir am nächsten gestanden sind. Sie soll wissen, daß sie die einzige Frau ist, an die ich in dieser Stunde denke.

Ich muß nun schließen. Ich umarme Euch alle in unendlicher Liebe und Dankbarkeit. Der liebe Gott möge Euch beschützen, meine Geliebten.

25/6/44

Cairo

Dr. E. Jmhof
Oberleutnant.
Feldpost Nr.47858.

Nordafrika, 5. 12. 1942.

*Herrn
Dr. Treichl
Frankfurt/Main*

Brentanoplatz 1.

Sehr geehrter Herr Dr. Treichl!

Nachdem wir nun vier Wochen vergebens auf eine Nachricht oder auf das Eintreffen Ihres Sohnes Wolfgang bei der Batterie gewartet haben, ist es meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Sohn seit 3. November leider vermißt wird. Die näheren Umstände lassen es aber als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß er in englische Gefangenschaft geraten ist.

Ihr Sohn war als B.-Offizier meiner Batterie seit Beginn der feindlichen Angriffe an der Front von El Alamein in vorderer Linie des Nordabschnitts als vorgeschobener Beobachter eingesetzt. Er hat in unermüdlichem tapferen Einsatz das Feuer der Batterie geleitet und durch wertvolle taktische Meldungen den vorgesetzten Kommandostellen ausge-

zeichnete Dienste geleistet. Sein soldatischer Eifer und seine unerschrockene Haltung, sein starkes Pflichtbewußtsein und sein militärisches Können waren auch stets von sichtbarem Soldatenglück begleitet; alle bisherigen Einsätze hatte er körperlich und seelisch gut überstanden.

In den Morgenstunden des 3. November gelang dem Gegner ein Einbruch in die eigenen Linien. Nach Meldung der Ihrem Sohne beigegebenen Funker gab Ihr Sohn seinen Leuten den Befehl, einzeln an eigene Truppen Anschluß zu suchen. Den Funkern gelang es, sich auf die eigene Linie zurückzuziehen, sie vermochten jedoch über den Verbleib Ihres Sohnes nichts anzugeben. Sie beobachteten aber, wie mehrere deutsche Soldaten sich dem Gegner ergeben mußten. Sie dürfen also, sehr geehrter Herr Dr. Treichl, mit uns annehmen, daß Ihr Sohn sich, wie ich hoffe, unverletzt, in englischer Gefangenschaft befindet.

Daß der Ausfall Ihres Sohnes für die Batterie einen sehr großen Verlust bedeutet, das bedarf bei seinen ausgezeichneten Zeugnissen und Leistungen keines Beweises. Er war als einer der Würdigsten für das Eiserner Kreuz vorgesehen. Aber auch menschlich war er uns ein lieber und hochgeschätzter Kamerad, dessen hohe Begabung und vielseitiges Interesse das Zusammenleben äußerst anregend und wohltuend gestaltete. Oft suchten wir in ernstesten Gesprächen Entspannung und Genugtuung, die künstlerischen Fähigkeiten und der idealistische

Geist Ihres Sohnes vermochten in eine andere Welt zu versetzen, und doch stand er fest und treu mit Hingabe in den Anforderungen und Aufgaben des kriegerischen Tages, mit denen er sich, wie ich weiß, tief innerlich auseinandersetzte als reifer, lebendig empfindender Mensch.

Ich möchte es Ihnen und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin von ganzem Herzen wünschen, daß Sie bald eine beruhigende Nachricht von den zuständigen Behörden des Roten Kreuzes oder am besten von Ihrem Sohne selbst erhalten mögen, und ich bitte Sie, die Zuversicht und den Glauben an das gute Schicksal Ihres Sohnes nicht aufzugeben.

E. Imhof
Oberleutnant u. Batter. Fhr.
(z. Zt. Feldp. Nr. 35 067)

TAGEBUCH IN DER GEFANGEN- SCHAFT

11. 1. 1943

Totsein muß dem Gefangensein ähneln. Der Gefangene ist letzten Endes so wenig Wesen und so viel Gegenstand wie die Leiche. Sein Dasein spielt sich ab in einer Sphäre jenseits alles Lebenden. Er vermag nicht zu handeln, aber seine Gefühlsmöglichkeit ist gesteigert (und die des Toten wahrscheinlich auch?). Was bisher für ihn von Gültigkeit, Bedeutung und Wert war, ist durch einen plötzlichen Eingriff nichtig geworden – nicht nur vorübergehend aufgehoben. Denn was nun vor ihm liegt, muß in jedem Falle etwas völlig Neues sein, seine Erfahrungen wird er nur in sehr beschränktem Maße anwenden können. Die Juristen nennen die Leiche eine ›fortgesetzte Persönlichkeit‹. Wie treffend diese Bezeichnung auch für den Gefangenen zu gebrauchen.

12. 1. 1943

Zu viel Zeit – die Krankheit des Toten – und des Gefangenen. Ich kann es mir nun gut vorstellen, ›das Leben der Toten‹ – wie sie in ihren Särgen

liegen, bewegungslos, nackt, einsam und immer fröstelnd. Allmählich ist es ihnen langweilig geworden, die Faserung der hölzernen Bretter anzustarren oder dem geschäftigen Treiben der Würmer in ihrem nun langsam faulenden Fleisch zuzusehen. Und nun kommen die Gedanken und die Vorstellungen – was sie erlebt haben, kehrt wieder und auf einmal wissen sie, wie es hätte getan werden müssen. Es sind nicht jene Sünden und Fehler, die sie bewußt begangen haben – es sind die überflüssigen Mißgriffe, die nicht erkannten Gelegenheiten, die unbedachten Gemeinheiten. Und daß nichts mehr gut und anders gemacht werden kann, schmerzt. Natürlich hätte alles anders gemacht werden müssen. Ich weiß es auf einmal, wo es schon längst zu spät ist. Nun entgleitet es, ich kann es nicht mehr fassen, nie mehr ändern. Auch die Toten haben ihre Erfahrungen, wie die Gefangenen. Ich bin überzeugt, daß es vernünftige und unvernünftige, zufriedene und unzufriedene, laute und stille Tote gibt. Es gibt ja auch unter den Gefangenen verschiedene Arten, obwohl es an sich völlig zwecklos ist, noch irgendwelche Eigenschaften zu haben. – Jedenfalls ein Atavismus aus der Zeit, als wir noch lebten.

Natürlich, wir leben noch – darüber kann kein Zweifel sein, aber wir leben nicht mehr als das nackte Leben an sich. Und das macht uns wieder verwandt und ähnlich den Tieren. Das nackte

Leben und die einfachen, gesunden Dinge. Ich weiß nun, wie alles hätte getan werden müssen. Es ist nun meine Freude (oder Krankheit), die Wiederkehr des Erlebten umzugestalten in jene Form, in der es hätte erlebt werden müssen. Und unendlich viel Zukünftiges hineinzulegen. (Ist es Zukünftiges? Muß nicht Zukünftiges unweigerlich auf Vergangenen beruhen? Das aber, was vor mir liegt, hat keine Vergangenheit. Es ist nichts Zukünftiges, sondern Neues, völlig Neues.) Vieles zeichnet sich schon in verschwommenen Konturen ab. Bin ich anders geworden, oder haben sich die Dinge um mich geändert? Bin ich es, in dem sich die Dinge spiegeln, oder sind es die Dinge, in denen ich mich spiegele?

Es kommt nur noch in den seltensten Augenblicken vor, daß ich mich selber ›da-sein‹ spüre. Im allgemeinen habe ich mich von mir gelöst und betrachte mich wie man einen Fremden mit einigem Interesse betrachtet. Ich sehe mir selber zu und frage mich : quo vadis, domine?

Was allerdings sich gelöst hat und was geblieben ist, weiß ich nicht. Ebenso wenig vermag ich zu sagen in welchem Bereich sich der Punkt befindet, von dem aus ich mich betrachte.

Nicht nur die Gegenwart, auch die Vergangenheit betrachte ich als etwas von mir gänzlich Unabhängiges. Es ist ein fremder Mensch der dies alles getan und erlebt hat und ich kann nicht behaupten, daß ich einen besonders guten Eindruck

von ihm gewinne. Unendlich viel Dummes und Unverantwortliches (meist aus Gedankenlosigkeit) hat dieser Mensch gemacht. Er ist ein Träumer gewesen, aber von jener unangenehmen Sorte der Träumer ohne Herz. Es ist kein Schaden, daß er aufgehört hat zu sein.

Immer wieder kreist mein Gefühl (gesteigert wie das der Toten) um L. Daß ich immer *so* zu ihr war. (»Wie war«? fragte Rilkes Kornett von Langenau)

13. 1. 1943

Die Proletarier haben ihre große Zeit gehabt, der Adel seine heroischen Jahrhunderte. Wir Bürger haben nur ein heroisches Jahr auf das wir mit Stolz zurückblicken können. 1848. Den Geist von 1848 in den Deutschen nach dem Ende dieses Krieges wieder zu erwecken, wird die große Aufgabe derer sein, die die Deutschen zu führen haben werden. Nach der unvermeidlichen Bartholomäusnacht, muß man das Bürgertum zu einer bürgerlichen Revolution bringen. Nieder mit dem bürgerlichen Quietismus!

14. 1. 1943

Wie war ich wirklich zu L.? Ich hatte weder den kleinen Mut, sie (damals) rückhaltlos zu lieben, noch den großen, mich rückhaltlos von ihr lieben zu lassen, wozu sie (damals) bereit war. Ich dachte Liebe sei *ein* Gefühl – heute weiß ich, daß

Liebe die Summe von unzähligen Gefühlen ist. – Man soll nicht glauben, daß die Tage der Gefangenschaft einander ähneln. Es gibt gute und schlechte, lange und kurze Tage natürlich – es wird auch bei den Toten dasselbe sein. Es gibt Tage, die einen ruhiger machen und andere, die einen mit einer gespenstischen, rätselhaften Unruhe erfüllen. Vielleicht, weil so viel geschieht ohne daß man daran teilhat. Wenn man als Kind krank war und man hörte draußen die andern Kinder spielen, empfand man dieselbe unruhige unendliche Trauer. Die Traurigkeit der Kinder, die Unruhe der Tiere und die Zeitlosigkeit der Toten. Kinder, Tiere und Tote sind den Gefangenen unglaublich ähnlich. – Herr Hase wohnt in Ploen. Der Schollenduft ist in Ploen am herbsten. (Sagt mein Freund Fischer.)

15. 1. 1943

Man muß eines lernen: Nüchternheit! Nüchtern sein bis zum Exzeß! Sentiments sind ein Luxus, den sich nur Leute leisten können, die nichts mehr erreichen wollen.

17. 1. 1943

Heute hat meine liebe Mutter Geburtstag. Früher, als wir Kinder waren, traten wir an diesem Tag mit Herzklopfen in das Zimmer der Eltern, um unser französisches Gedicht aufzusagen, und irgendeine kleine Handarbeit, vorher sorgfältig ge-

heimgehalten, zu überreichen. Das Fräulein stand hinter der Türe und soufflierte, noch aufgeregter als wir. – Später als ich von zuhause wegging, kam eine Zeit, wo ich jedes Mal diesen Tag vergaß und dieses Vergessen durch ein verspätetes Telegramm, oder einen verlegenen Telephonanruf wieder gut zu machen versuchte. Das war die Zeit, als ich dachte keine, Eltern ›nötig‹ zu haben. Mein Gott, wie hat sich das alles wieder geändert – nie hatte ich sie nötiger als jetzt. Meine Mutter ist tatsächlich eine der großartigsten Frauen die ich kenne, genauso wie mein Vater, der vielleicht der überwältigendste Mann ist, dem ich je begegnet bin. Die Mutter hat die Geste und Haltung und Sicherheit der ganz großen Dame und die wirkliche Güte, die unbedingt dazugehört. Rührend ist ihr Verhältnis zu meinem Vater, dessen Wort und Ansicht ohne weiteres und allein Gültigkeit hat. Da sie hochintelligent ist, ist sie keineswegs dadurch geistig ›unterdrückt‹ sondern nur 100% ihm angeglichen.

18. 1. 1943

Es gibt in meinem Leben nur ›Gosse oder Hausse‹. Ich habe dies im Grunde immer – schon früher – gefühlt. Heute ist diese Alternative eine notwendige Konsequenz aus meiner Situation. Ich will und muß den ganz steilen Weg *hinauf* gehen – der Glaube meiner Jünglingsjahre ist auf einmal wieder da. Ich habe das Durchschnittliche

immer gehaßt, und das Gefühl, mich nicht aus dem Durchschnitt herauszuheben, hat meine letzten Jahre verpestet. Für den Mann gibt es nur: Erfolg und Macht. Man darf ruhig elend zugrunde gehen, wenn man eine große Zeit gehabt hat. Man muß es wagen Hasardeur zu sein, aber nicht Abenteurer.

29. 1. 1943

Da habe ich nun wieder einmal mein Abenteuer. Ich sitze in einem Camp in der Wüste – fern am Horizont schimmert der Bittersee und der Sandsturm geht über uns weg. Außer Harald, H., 6 anderen Deutschen und mir, sind nur Libyer im Lager.

Abends knien sie auf ihren Gebetsteppichen und aus den Zelten klingt eine schauerliche Musik. Sie haben einen dicken arabischen Sergeant als Cage Kommandanten, der ebenso ›zackig‹ ist wie ein preußischer Spieß. Nur die Offiziere bedient ein kohlrabenschwarzer ›boy‹, der mich fatal an den Mohren aus dem Rosenkavalier erinnert. Was vorher war, war abscheulich. Cage 24/306 bleibt mir in Erinnerung als Eingang zum Inferno. Eine Insel deutschen Hoheitsgebietes inmitten britischen Bodens. Am 22. 1. brachte uns Cpt. D. hin – als sich die Türe hinter uns schloß, kam ich mir zum erstenmal wirklich gefangen vor. Die folgenden Tage waren scheußlich. Ständig umlauert, umspitzelt, ausgehorcht, ständig die Furcht vor

Entdeckung. Der Retter in der Not war Dr. Tr., den ich aus Mahdi kannte und dort wieder traf. Am 27. 1. als die Situation unhaltbar wurde, gab er mir die Möglichkeit einen englischen Offizier zu sprechen. Das Übrige ging schnell vonstatten. Ich ging gar nicht mehr ins Lager zurück, sondern ließ Harald und M. herausholen. Ein Handtuch und ein paar Strümpfe kostete mich dieser ›Rückzug‹.

3. 2. 1943

In den letzten Tagen beginnen die Ereignisse eine sich überstürzende Entwicklung zu nehmen. Tripolis, Stalingrad genommen, Tagesangriffe auf Berlin am 30. Jänner, Churchill's Besuch in der Türkei. Wer weiß, ob wir uns dem Ende des Krieges nicht schon näher befinden, als wir zu hoffen wagen. Das Gefühl, auf der Seite der Gerechten zu stehen, ist schön. Offen bleibt die Frage, ob, wann und in welcher Form meine Dienste angenommen werden. – Vorgestern abend lud uns der englische Lagerkommandant nach dem Nachtmahl zu sich ein. Er ist ein prächtiger, einfacher, grundgutmütiger Mensch. Unsere etwas heikle Situation behandelt er mit unwahrscheinlichem Takt. –

Unsere Kolonie besteht nun aus 12 Mann, darunter zwei Österreicher. Die anderen sind zum größten Teil Fremdenlegionäre.

7. 2. 1943

Die Wüste liegt vor mir wie das Gesicht eines Rothaarigen. Am Horizont flimmert der große Bittersee – an klaren Abenden sieht man Asien, das zerklüftete Gestein des Berges Sinai. Über die große Straße, die einige hundert Meter vom Camp vorüberführt, rollt der englische Nachschub, Tag und Nacht, endlose Convoys. Im Suez liegen die verschwimmenden Silhouetten großer Schiffe. – Wann geht endlich das unsere?

12. 2. 1943

Vorgestern habe ich den Einakter ›In der Verdunklung . . .‹ vollendet. Im großen und ganzen bin ich zufrieden. Ich habe versucht, die Stimmung des durch den Nationalsozialismus ›verdunkelten Wiens‹ in einem Einzelschicksal darzustellen: Felician, für eine Nacht aus der Hölle der Ostfront nach Wien entlassen, erlebt das uralte Schicksal des heimkehrenden Soldaten, der sich in seiner alten Welt, die eben nicht mehr die alte Welt ist, nicht mehr zurechtfinden kann. Hintergrund und Symbol zugleich ist die Verdunklung, in der sich seine Tragödie vollendet. Aus dieser Verdunklung tauchen, alle irgendwie schemenhaft, die Gestalten des Spieles auf: das Mädchen Christine, das nicht warten kann, die nach Sensationen lüsterne Dirne Mizzi, der gespenstische Dr. Schlesinger, ruhelos und ausgehöhlt durch das Übermaß des Leides, und nicht zuletzt der

alte Hofrat, dem immer zu wenig geschieht und der sich während des furchtbarsten Erlebnisses seines Kindes ahnungslos schlafen legt. Ruhender Pol in dieser fast unwirklich verdunkelten Atmosphäre ist der biedere Nachtportier Zapletal, voll bedächtigen Zornes über das verwandelte Wien.

16. 2. 1943

Der Oberst war heute im Lager, um die in ein anderes Lager versetzten Libyer vor ihrer Abreise zu inspizieren. Dem Bierunski und anderen Würdenträgern dankte er und gab ihnen die Hand. Wir standen – 15 Meter davon entfernt – vor unserem Zelt, aber uns sah niemand. Es war an sich belanglos, aber man muß sich das merken. Man muß es sich merken, um nicht den eisernen Willen zu verlieren, sich aus dieser Tiefe, in der es keinen Halt gibt, wieder emporzuarbeiten. Aber es wird furchtbar schwer sein, viel schwerer als ich je gedacht habe. Es wird einem niemand dabei helfen.

26. 2. 1943

Zunächst kam alles viel schlimmer als ich je für möglich gehalten hätte. Am 18. kamen wir 12 Mann, trotz aller Vorstellungen meinerseits, in das Lager 306 zurück. Meine Gefühle, als wir dort wieder durch das Tor fuhren, sind unbeschreiblich. Wir wurden zunächst in einem win-

zigen Cage inmitten des Lagers wie auf einem Präsentierteller untergebracht. Einige von uns wurden bald erkannt und im hinter uns liegenden Cage wurden Steine gegen uns gesammelt. Wir zogen uns in eine Baracke zurück und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Ich hielt den nächsten vorüberkommenden Sergeant an, Place wurde verständigt und wir in einem Raum beim italienischen Lagerhospital untergebracht. Die Nacht verlief ziemlich ruhig, nur war ich so traurig wie noch selten in meinem Leben. Bereits früh am nächsten Morgen wurden wir erkannt und unsere Situation unhaltbar. Aber kein englischer Offizier erschien und wir kamen uns grenzenlos verlassen vor. Im Laufe des Vormittags wurden wir drei Offiziere zum Colonel gerufen, der sich sehr freundlich mit uns unterhielt und eine durchgreifende Besserung unserer Lage versprach. Unter dem Johlen der Menge gingen wir wieder ins Zelt zurück. Im Laufe des Mittags kamen ein Offizier und 21 Mann aus Maadi an, eine willkommene Verstärkung und gleichzeitig Provokation. Die Menge begann allmählich eine drohende Haltung einzunehmen. Gegen vier Uhr nachmittags hieß es, wir würden an einen anderen Platz des Lagers gebracht werden. Unter Sprechchören der entfesselten Nazis fuhren wir ab, am Offizierscage vorbei, in einen verhältnismäßig gesicherten Cage mit starker indischer Wache. Wir waren einigermaßen in Sicherheit, aber nun be-

gann sofort der Kampf gegen den ›Feind im Inneren‹, d. h. gegen die Rowdies die uns nicht mehr als Offiziere anerkennen wollten. Ich machte wieder einmal höchst interessante, psychologische Beobachtungen, vor allem über uns selbst. Am 21. mittags kamen unsere Engländer und teilten uns mit, daß wir im Laufe des Nachmittags weggebracht würden. Am gegenüberliegenden Cagerand hatten sich bereits drohende Gestalten angesammelt, die indische Wache war verstärkt worden, sogar ein MG aufgestellt. Gegen 2 Uhr fuhren wir in 2 LKW unter Pfuirufen und Steinwürfen ins Camp 307. Seit Tagen die erste entspannte Minute, aber nur eine Minute, denn der Kampf gegen die Gegner aus den eigenen Reihen begann sofort wieder. Wir bauten uns selbst unser Zelt und holten uns selbst unser Essen. Am Abend erschien der Führer der Holländer bei uns, um sich zu entschuldigen. Am nächsten Morgen kam der englische Oberst des Lagers, ein reizender Mann, der sich lange mit uns unterhielt. Die Leute wurden zusammengerufen und der Oberst machte ihnen ziemlich deutlich klar, was er von ihnen erwarte. Damit war alles vorläufig geregelt; z. Zt. läuft alles ziemlich friedlich und ruhig. Wenn der Gedanke nicht wäre, daß unsere Namen in aller Munde sind, könnte man recht zufrieden sein. Über meine psychologischen Beobachtungen später.

13. 3. 1943

Der amerikanische Vizepräsident Wallace hat vor einem ungenannten Publikum eine Rede gehalten, die mich sehr ernst gestimmt hat. In ziemlich deutlichen Worten erklärt er, daß ein 3. Weltkrieg (zwischen den westlichen Demokratien und dem marxistischen Rußland) unter Umständen möglich sei, ebenso hält er es für nicht ausgeschlossen, daß das russische und das deutsche Volk gemeinsame Sache machen könnten. – Natürlich, man hat das alles sich selbst schon oft gesagt – was aber ist die Ursache, daß dies so offen von offizieller Seite ausgesprochen wurde? Liegen Nachrichten vor, daß Hitler seine Front an Stalin verkaufen will? Oder Stalin an Hitler? Rußland soll gewarnt werden – sind die westlichen Demokratien stark genug dazu?

Höchst interessant ist auch der Passus über die Schuldigen an der monströsen preußischen Geisteshaltung: die Erzieher sind daran mehr schuld als die Militärs. Sehr richtig! Der Oberlehrer ist am Militarismus mehr schuld als der General. Die wahnsinnige Idee, die Armee als Erziehungsinstrument (anstatt eines notwendigen Übels) anzusehen, kann nur dem Hirn eines Oberlehrers entsprossen sein. –

Wir haben in unserem ›White Cage‹ einen Miniaturstaat. Es ist alles da: Demissionen, Intrigen, Regierungskrisen, Ordnungsmenschen und Anarchisten, intellektuelle Zersetzungswut, bür-

gerlicher Quietismus und proletarische Haßinstinkte. Ehetragödien und Honigmonde – es ist alles da.

Mittwoch letzter Woche, am 3. 3., trafen die letzten Mitglieder des Gang Nr. 1 ein. Fischer, Nielsen und Schwend. Der Dialekt des Dr. Fischer ist das ›gehobene Sozialdemokratische‹ (nach Schwend) H. B. ist völlig verloren in dieser Welt, hilflos, entwurzelt, Treibholz. z.Zt. ist er von einem rührenden Bildungseifer besessen. Er hat ein ›Bildungsheftchen‹ in das er während seiner Bildungsstunde aus einem Buch über Kunst Eintragungen macht. Ich studiere ihn und benütze ihn (ein bißchen grausam) zu psychologischen Experimenten. Bescheidene Freuden eines P.O.W.

31. 3. 1943

Am 18. kam der Oberst in unser Lager, um uns zu sagen, daß wir acht Englandfahrer am 22. in Marsch gesetzt werden sollten. Meine Freude war unbeschreiblich, wenn auch meine Entspannung nicht 100%. B. sprach wieder einmal von entscheidendsten Tagen. Am 22. in der Früh fuhren wir zur schlecht verhohlenen Erleichterung des ganzen ›white cage‹ in Richtung 310 ab. Unsere Befürchtungen bezüglich administrativer Schnitzer waren unbegründet. Wir wurden in ein völlig isoliertes Cage gebracht und genau durchsucht. Dann waren wir bereit zur Abreise. Im Laufe des

Vormittags stießen drei italienische Gartenarbeiter aus Maadi zu uns, darunter ein charmanter Bordellbesitzer aus Tripolis. Der Cagesergeant äußerte sich über unsere Abfahrtstermine in gewohnter Weise: probably tomorrow. (probably, perhaps, may be, I'll try my best . . . mein Leben lang werden diese Worte unangenehme Assoziationen in mir hervorrufen). Wir verbrachten einen Abend mit dem Gefühl am Vorabend großer Ereignisse zu stehen. Es war ein wunderbar lauer Abend, am Rande des Suez rauschten die Palmen, die Hunde bellten und die Ägypter sangen. Am nächsten Morgen wurden die Holländer und die Italiener fortgebracht. Wir sollten most probably im Laufe des Tages folgen. Es blieb beim ›most probably‹. Der Abend sank und es geschah nichts. Immerhin waren wir noch stark im Hoffen. Am Tag darauf in der Früh brachte der Sergeant Rationen für zwei Tage, sprach von ›complications‹ und ›probably‹ in drei bis vier Tagen. Daraufhin war alles klar. Wir waren keineswegs sonderlich überrascht, als man uns am Nachmittag nach 310 zurückbrachte. Es war der Schiffsräumangel, was mir völlig einleuchtete. In 310 erwartete uns eine amüsante Situation. Die Ovationen seitens Höcht und der Akademiker waren nicht überwältigend. Schwend hatte in unserer Abwesenheit in Zusammenarbeit mit Fischer und Lommel einen demokratischen Freistaat ausgerufen und sich von den Wellen der Volksbegeist-

rung emportragen lassen. Die Stimmung war etwa die des 16. Juli 1789 – zwei Tage nach dem großen Schlag. Die Feudalherrschaft (hier Offiziere) hinweggefegt – das Volk an der Macht. Sofort tauchten bei Fischer und Höcht die größten Bedenken gegen uns auf. Fischer entwickelte schwierige, juristische Konstruktionen: ein Gästestatus sollte geschaffen werden. Ich witterte die Falle und beschloß Bürger Freetowns zu werden. Die Reaktion bei H. B. und Humpeldingen war für beide bezeichnend. H. B. war sichtlich beruhigt bei dem Gedanken, daß er lediglich das Schicksal anderer Hocharistokraten teile und zog sich – teils gekränkt teils geschmeichelt – aus dem öffentlichen Leben zurück. Der nüchterne, aufrechte Humpeldingen ärgerte sich über die ›kindische Komödie‹ und leistete offen Widerstand. Was nun folgte, war eines der amüsantesten und lehrreichsten Experimente, das ich je durchgeführt habe. Es war das lebendigste Abbild eines großen Staates: die Krise, die diesen Staat stürzte, war bezeichnenderweise eine Lappalie. Die Rolle, die ich dabei gespielt habe, habe ich mit Konsequenz durchgeführt und nach großen Beispielen gebildet. – Die Sache scheiterte endgültig an der klaren Feststellung des prächtigen Oberst, der mir immer ungeheuer gut gefällt, daß für ihn lediglich die militärische Rangordnung entscheide. Die Reaktion war natürlich vorauszu- sehen: der Haß und die Wut wandten sich gegen

uns – vor allem Fischer und Lommel verfolgten uns mit leidenschaftlichem und abgrundtiefem Haß: es ist mir unbegreiflich, daß zwei so intelligente Menschen sich so gehen lassen können, denn es ist nichts anderes als ein ›sich gehen lassen‹. Da sie z. Zt. nur 144 P. monatlich bekommen, und wir etwas mehr und dazu noch Betten und Leinenzeug haben, schöpfen sie aus diesen Tatsachen Nahrung für den fürchterlichsten und fanatischsten Klassenhaß mit allem Zubehör: halt- und kraft- und gesinnungsloses Bürgertum – nichts anderes.

8. 4. 1943

Am 5. 4. bekam ich endlich die erste Post von zu Hause, je einen Brief von den Eltern, von Lotte F. und Eva und eine Karte von Leibenfrost. Es war mir doch eine große Beruhigung von ihnen zu hören – trotzdem war ich irgendwie grenzenlos erstaunt, daß alles so unverändert weiterläuft. Heini hat vorläufig Urlaub – sehr erfreulich. – Die Krise im Lager dauert latent an, aber es ist ganz erträglich. Neulich mußte ich wieder einmal ›schmerzlich‹ über mich selbst lachen. Der Oberst hatte mich aus irgendwelchen Gründen nach vorn in sein Büro mitgenommen – als ich es verließ, fuhr in einem schönen Roadster eine hübsche, gut angezogene junge Dame vor. Ich schlich mich trübe an ihr vorbei – mit zerfransten Hosen, Zahnpaste auf den Sandalen, in der rechten Hand

eine alte Kiste und in der linken eine Flasche Benzin. Selten bin ich mir in meinem Leben so schäbig vorgekommen wie in diesem Augenblick.

29. 4. 1943

Es g'schicht halt nichts, es g'schicht halt nichts. – Es scheint allmählich, als ob es auf unabsehbare Zeit so weitergehen sollte. Ab und zu entstehen Krisen, erreichen ihren Höhepunkt, und vergehen. Der Oberst kommt auf Besuch, oder jemand aus Maadi. Das sind bereits Sensationen. Das Leben an sich im Lager wird erträglicher (unberufen) die Spannungen haben nachgelassen. Meinen Geburtstag habe ich stillos und unpersönlich verbracht wie seit vielen Jahren.

7. 5. 1943

Am 3. 5. sind wir in ein Cage übersiedelt, unmittelbar am Lagereingang und an der Straße liegend. Dieser Umzug löste eine nicht abreißende Reihe von Krisen aus, die ich – nun bereits doch sehr abgeklärt – als nicht allzusehr interessierter Beobachter verfolgte. In Tunis werden gute Fortschritte gemacht. Oberst Campbell meint, daß bis August die Invasion in Europa erfolgen wird.

8. 5. 1943

Am 9. 5. kam unser guter Yankee plötzlich fort. Nach Maadi wahrscheinlich – alles geheimnisvoll

wie immer. Er verschwand – wohin? Seitdem haben wir nichts mehr von Maadi gehört, als vage Gerüchte. Dabei stehen wir – unberufen – sehr in der Gunst des Obersten. Anscheinend hat er irgendeine Sache für uns in Gang gesetzt. – Mit der ›Intelligenz‹ des Cage haben wir die Beziehungen völlig abgebrochen. – Seit einer Woche arbeitet das ganze Lager an Tarnnetzen – die erste Arbeit im Dienst der Alliierten gegen Hitler! Wir helfen mit an der zweiten Front. – Apropos meine Voraussage: Sommer 1943 Beginn des Krieges in Europa. Ende 1945 Ende des Krieges in Europa.

Wir haben große Freundschaft mit einem jungen englischen Offizier geschlossen, der uns oft besuchen kommt. Ein ganz reizender Mensch. – Von zu Hause habe ich nur wenig Post bekommen. Gott sei Dank gute Nachrichten. Ich lebe in einer ständigen quälenden Sorge um sie. Lotte scheint sehr krank zu sein, ich habe manchmal entsetzliche Sehnsucht nach ihr – trotzdem glaube ich nicht, daß ich sie heiraten würde, selbst wenn sie auf mich warten würde. Vielleicht – wenn wir beide 20 Jahre älter sind – nicht früher. – Was mit uns geschieht, liegt im Dunkel. Ich habe keine Angst um mich selbst. Ich vertraue meinem Stern.

24. 6. 1943

Es geht alles weiter – man hofft von Tag zu Tag auf eine Änderung, aber nichts erfolgt. Über un-

serem Schicksal liegt eine bedrückende Ungewißheit. Natürliche Folge davon ist eine wachsende Nervosität und Gereiztheit überall im Lager. Neuen Zuwachs bekommen wir nicht mehr. Die vom Oberst für uns gestartete Aktion scheint im Sande zu verlaufen. Geduld, Geduld! Von zu Hause Gott sei Dank gute Nachrichten. Susi hat sich verlobt – ich wünsche ihr von ganzem Herzen, daß sie glücklich werden möge. Sie verdient es wie selten jemand. Ein seltsames Gefühl, daß ich nicht einmal den Namen meines zukünftigen Schwagers kenne. – Lotte schreibt sehr traurige Briefe. Sie ist jemand, dem von Natur aus bestimmt ist, von Zärtlichkeit und Sorglichkeit umgeben zu sein.

5. 7. 1943

Am 27. 6. verließen wir plötzlich 307 um nach Maadi zu gehen. Am Tage vorher hatte uns der Oberst eine baldige Abreise in Aussicht gestellt. Mit uns gingen unsere vier Mann. Wir fuhren durch Kairo, sahen wieder einmal wie das Leben ›draußen‹ weitergeht und kamen abends gegen sieben Uhr in Maadi an. Die alte Atmosphäre umfing uns, es war wie eine Heimkehr. Am nächsten Vormittag waren wir mit unserem Yankee zusammen, der auf die Erledigung seiner Angelegenheit wartete . . . Uns wurde im Laufe des Tages eine Fahrt nach Syrien in Aussicht gestellt. Seitdem haben wir nichts Genaueres mehr davon

gehört. Uns liegt vor allem daran, nie mehr in ein P.O.W. Camp im Middle East zu kommen. Im Übrigen: wir haben Warten gelernt. Es ist unerträglich heiß in den Zelten, aber die moralische Erleichterung ist groß.

26. 7. 1943

Am 10. Juli sind alliierte Truppen auf Sizilien gelandet und haben seitdem $\frac{3}{4}$ der Insel besetzt. Heute, nach 14 Tagen schon, kommt die Nachricht vom Rücktritt Mussolinis. Die Proklamationen des Königs und Badoglio machen auf mich nicht den Eindruck, als ob die Italiener einen langen Widerstand beabsichtigen. Ich erwarte den Zusammenbruch Italiens für die nächsten Tage. Die innen- und außenpolitischen Rückwirkungen dieses Ereignisses sind an sich noch nicht zu überblicken. Die Idee des faschistischen Staates basiert doch – wenn auch nicht gerade auf einer bestimmten Person als Führer – so doch auf dem Prinzip des Führers. Die Umstände aber, unter denen Mussolini zurücktreten mußte, sind mit dem ›Führerprinzip‹ nicht vereinbar. Ein Umbau eines ganzen Staates aber während eines totalen Krieges ist undurchführbar – vor allem bei einem so undisziplinierten und demoralisierten Volk wie die Italiener. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Italiener weiterkämpfen werden. In beiden Proklamationen kein Wort von Mussolini, kein Wort von Endsieg, kein Wort vom Bundesgenos-

sen Deutschland. Welch ein persönlicher Schlag für Hitler! Was geschieht mit den italienischen Truppen auf dem Balkan? Hitler wird versuchen müssen sich im großen und ganzen auf die Fronten von 1918 zurückzuziehen. Wie aber wird er eine Süd- und eine Südostfront auflassen wollen?

Die Russen haben unter Mitwirkung deutscher Kriegsgefangener und unter der Führung deutscher Offiziere ein »nationales Comité des freien Deutschland« gegründet, eine Maßnahme, die meines Erachtens eine Gegenmaßnahme seitens der Engländer unbedingt erforderlich macht. Wir haben ein »Dossier« eingereicht, das die Notwendigkeit der Errichtung einer ähnlichen Organisation für die deutschen Kriegsgefangenen in englischer Hand nachzuweisen sucht. Ich verspreche mir natürlich nach allen Erfahrungen nichts von diesem Schritt, glaube aber, daß die allgemeine Entwicklung uns früher oder später recht geben wird. Die A.M.C.O.T., mit der die Alliierten vorläufig Sizilien verwalten und die sich aus britischen und amerikanischen Offizieren zusammensetzt, wird *allein* kaum Deutschland bzw. Österreich verwalten können. Ich bin überzeugt, daß man in irgendeiner Form auf uns zurückgreifen wird.

Unser Schicksal für die nächste Zeit liegt wie immer völlig im Dunkeln. Ich lebe dieses Leben im Grunde seit bald fünf Jahren – ohne zu wissen,

was der nächste Tag bringt. Unsere syrische Sache ist abgelehnt worden – wir sollten dann nach 307 zurückgeschickt werden, konnten aber durchsetzen, vorläufig hierzubleiben. Der Chef der deutschen Abteilung schrieb dann einen Brief für uns, in dem er um unseren Abtransport in ein südafrikanisches oder kanadisches Lager bat. Die Antwort lautet darauf, daß wir wahrscheinlich mit einem Massentransport deutscher Offiziere aus 306 verschifft würden – das bedeutet also, daß wir nicht fahren können. Inzwischen hat sich aber die militärische und politische Lage derart verändert, daß wir es fast für vernünftiger halten in M.E. zu bleiben. Wir versuchen nun, uns an Maadi festzuklammern – ich fürchte aber, daß wir zunächst wohl wieder nach 307 gehen werden.

In der letzten Woche waren wir in Kairo. Wie Orpheus bin ich auf ein paar Augenblicke aus der Unterwelt aufgetaucht. Wie ein Schlafwandler ging ich durch bunte Farben, hörte Lachen und Musik, alles verschwommen und undeutlich, ohne festen Eindruck. Ein Sergeant aus Wien war mit uns, mit dem ich mich unterhielt wie in der Grandhotelbar in Wien. Three cheers for a little difference.

4. 8. 1943

Wie vermutet, fuhren wir am 29. 7. früh von Maadi nach 307 P.O.W. Camp zurück. Dort fan-

den wir unseren Yankee vor, der im Registration office arbeitet. Wir erlangten durch die rührende Obsorge unseres Obersten eine großartige Verbesserung unserer Lebensbedingungen, d. h. wir wohnen frei neben dem Lagerlazarett, haben einen Paß mit dem wir zum Beach ›C‹ schwimmen können, haben Huetz und Fletzberger als Burschen und erhielten einen Job, ebenfalls im Registration office. Ich empfinde diese Veränderung als 100% Verbesserung.

8. 9. 1943

Donnerstag, den 12. August, vormittags brachte uns der Oberst die Nachricht, daß die ›freien Deutschen‹ abtransportiert werden sollten, wahrscheinlich nach Kanada. Mittags erschien der T. in unserer Kreise, der bereits sechs Wochen lang Soldat der tschechischen Armee gewesen war. Die nächsten Tage dienten den Abreisevorbereitungen – am Sonntag fuhren wir in 3 LKWs nach 310, mit Empfehlungsschreiben des Obersten... In Suez wurden wir von den Nazis streng getrennt. Zum erstenmal klappte die Organisation in diesem Punkte. Am nächsten Tage traf Harald, sehr schlecht aussehend ein – wieder einmal war alles fertig zum Transport. Zehnmals sahen wir abends die Ballonsperre hochgehen – aber der Geleitzug lief aus – ohne uns. Abenteuerliche Vermutungen tauchten auf. Die rauhe Wirklichkeit war 307, wohin wir am 26. 8. wieder zurückkehrten. Wir

richteten uns in unseren alten Zelten wieder ein – ohne, zur Ruhe zu kommen, da die Sensationen diesmal von Dr. T. geliefert wurden. H. verbrachte eine Nacht im ›Zwischendeck‹ aus Angst, von dem rabiaten T. abgeschlachtet zu werden. – Ich selbst habe mein ›Abenteuer‹ am Strande – ein Hausboot, auf dem zwei junge Französischen aus Ismaela wohnen. Ich genieße das lang entbehrt Vergnügen, die Stimme einer Frau wieder zu hören, und komme mir vor wie ein Ausgestoßener. Ein Gefühl, das seine psychologischen Reize hat.

Nach sechs Wochen Pause habe ich heute endlich wieder Post bekommen. Zwei sehr liebe Briefe von Lotte und einen Brief von Nena, deren kleiner Sohn nach drei Wochen wieder gestorben ist. Er war auf meinen Namen getauft worden und ich habe mich in der Rolle eines Patenonkels sehr wohl gefühlt. Die Arme tut mir sehr leid.

25. 9. 1943

Am 13. 9. entflohen unser Bursche Liebert (Hofnarr und Märchenerzähler), wurde aber bereits nach wenigen Stunden wieder gefangen. Im Rahmen einer großen Bereinigungsaktion kehrte Dr. T. ins Cage 3 zurück, eine ausgesprochen angenehme Folge der Affäre. Im übrigen läuft unser Leben ohne Höhepunkte ab.

Zum erstenmal in meinem Leben versuche ich mich ein wenig in Philosophie. Ich kenne zwar

wohl meine Unfähigkeit, irgendeinen philosophischen Gedankengang zu verfolgen und zu begreifen. (Die Ursache liegt wohl darin, daß es mir zutiefst in der Seele verhaßt ist, etwas anzunehmen, was ein anderer bereits gedacht hat. Genau so, wie ich mich über ein schönes Gedicht oft nicht freuen kann, nur weil es ein anderer gemacht hat.) Der bereits erwähnte Herr Hase sieht in seinen fünf Kindern sein höchstes und schwerstes Bekenntnis. Ob Frau Hase dies wohl als Liebenswürdigkeit ihres Gatten empfindet?

27. 9. 1943

Balzac sagt ungefähr folgendes:

Die Frau durchläuft in der Ehe drei Perioden. Erst ist sie die Geliebte eines Jünglings, dann die Kameradin des reifen Mannes und schließlich die Pflegerin des Greises.

Peinlich ist es, wenn diese drei Perioden in Unordnung geraten, wenn die Frau die Kameradin des Jünglings, die Pflegerin des Mannes und die Geliebte des Greises ist.

Es gibt Menschen, die sich schlafend stellen, wenn sie wach sind. Ich kenne aber auch solche, die sich ›wach‹ stellen können, wenn sie schlafen. Wie nützlich in Gesellschaften!

Als ich – vor Jahren – aus dem Elternhaus ins ›Leben‹ trat, riet mir mein Vater, mich nur an die verheirateten Frauen zu halten. Heutzutage sind anscheinend nicht einmal die verheirateten Frauen

mehr verlässlich. Eine Geliebte schreibt mir, daß sie sich von ihrem Mann scheiden lassen will, um mich nach dem Krieg zu heiraten. Die Gesellschaft wankt in ihren Grundfesten.

Man soll wie ein Philosoph denken und wie ein Weltkind leben. Das ist die Basis für die wahre Frömmigkeit.

Metternichs Vater über den Wiener Kongreß: ›Cette affaire, comme toute affaire, finira d'une manière quelconque.‹ Genau wie dieser Krieg!

18. 10. 1943

Ohne mich als Augenzeugen (das mindeste, was ich erhoffte) vollzieht sich das Geschick des Nationalsozialismus. Man könnte – mit den nötigen Unterlagen – wahrscheinlich heute bereits den Tag des Zusammenbruches ›errechnen‹. Der moderne Krieg rechnet nur mit ›Wägbarem‹. Ich glaube, daß in diesem Krieg die sogenannten Imponderabilien keine Rolle spielen.

Mit uns geschieht nichts Besonderes. In 306 haben sie einen Anti-Nazi als Verräter gehängt, wie wird das Cage 3 von Krisen erschüttert. – Wir wurden der Unterschlagung von Zigaretten beschuldigt. Niederträchtige Verleumdung. Ich sehe erst jetzt, wie sehr man verwöhnt war. Früher traf man im Grunde nur Menschen, die die gleichen Ansichten über Recht und Unrecht, Ehre und Unehre, Anständigkeit und Unanständigkeit hatten. Jetzt lerne ich allmählich, mir die Gangster

vom Leibe zu halten. Wenig Briefe, keine Neuigkeiten. Gute Bücher, vor allem Bergengruen: Großtyrann und das Gericht. – Malte Laurids Brigge! – Es gibt Menschen, die alles ernst nehmen, sogar die ernstesten Sachen.

6. 11. 1943

Der 2. November brachte die freudige Nachricht, daß auf der Moskauer Konferenz die Unabhängigkeit Österreichs als offizielles Kriegsziel erklärt wurde: Es gehen Gerüchte um, daß Österreich mit Einschluß Südtirols und der Triester Gegend zu einem 15-Millionen-Staat gemacht werden soll. Es wird in der Erklärung daran erinnert, daß Österreich eine gewisse Verantwortung auf sich geladen hat durch die Teilnahme am Krieg auf Seiten Deutschlands und daß es nach seinem eigenen Beitrag zu seiner Befreiung bei dem ›final settlement‹ beurteilt werden wird. Ich lese daraus eine gewisse Chance für mich und auch der Oberst ist dieser Ansicht. Ich habe auf seinen Rat ein neues Gesuch geschrieben – er ist heute damit in Kairo und ich erwarte gespannt das Ergebnis. – Ich glaube, daß ich für meine Zukunft ungerufen vielleicht jetzt etwas heller sehen darf (NB am 22. 11. 1943 ›wie naiv‹ d. H.). Dafür mache ich mir entsetzliche Sorgen um Eltern und Geschwister. Die Krüppel und das Sanitätspersonal aus 306 sind nach Deutschland repatriert worden, – sie können genaue Angaben über uns machen.

60

Gebe Gott, daß die Nazis keine Repressalien gegen meine Familie unternehmen. Es wäre nicht auszudenken. Außerdem ist Frankfurt im Monat Oktober zweimal sehr schwer angegriffen worden. Von den Eltern keine Nachrichten. Lotte hat mich durch einen Brief in schwere Konflikte gestürzt. Sie fragt mich, ob ich sie eigentlich nach dem Krieg zu heiraten gedenke, da sie sich nun selbst darüber entscheiden müsse. Ich bin mir selbst vollkommen klar, daß ich wahrscheinlich im Leben kaum mehr einer Frau begegnen werde, auf die ich mich so 100% verlassen kann wie auf sie. Ich habe mich auch während der Gefangenschaft zweifellos ein zweites Mal in sie verliebt – (oder nur in die schöne Zeit, die ich mit ihr erlebte); aber der Gedanke, mich zu binden, ist mir unerträglich wie immer. Außerdem ist meine Zukunft grauhaft unsicher, ich weiß nicht im geringsten, was mir der nächste Tag bringen kann: furchtbarste Katastrophe oder unglaubliches Glück – ich habe jedenfalls nicht das geringste Recht, irgend jemand an mich zu binden. Außerdem das Entscheidendste: wenn ich sie an mich binde, so gefährde ich unter Umständen ihr Leben, da auch sie Repressalien seitens der Gestapo ausgesetzt werden könnte. Ich bin völlig ratlos. – Im Bittersee liegen zwei italienische Schlachtschiffe, die leichten Einheiten sind nach Tarent zurückgeschickt worden.

Ich habe eine Novelle geschrieben – mittelmäßig.

61

Nach einem Buch von Albéric Calmed. Cage 3 wächst in der letzten Woche. Im ganzen sind es nun neun Offiziere und 84 Mann. – Eine rührende Geschichte vom Oberst, dem ich für mein Leben lang zu Dank verpflichtet bin. Nach einem Besuch den er uns neulich machte, schickte er uns den englischen Arzt, um Harald und mich zu untersuchen, da wir nicht so gut wie sonst ausgesehen hätten! Glück im Unglück, einem solchen Mann zu begegnen. Ein junger englischer Offizier, ein Freund des Obersten, besucht uns und bringt uns Bücher, darunter das ausgezeichnete Buch von Saint-Exupéry: Flight to Arras.

28. 11. 1943

Vorgestern nahm uns der IO nach Ismaelia mit, d. h. mich und Otto. drei Stunden lang war ich wieder ein freier Mann und ich begriff, wie schnell im Grunde alles vergessen sein würde, wieder, wenn . . . Ismaelia ist keine sehr interessante Stadt, aber für mich, unter diesen Umständen, natürlich eine Offenbarung. Das eigentliche Araberviertel ist leider ›out of bounds‹. Das Europäerviertel, soweit ich es sah, ist ohne besondere Note. Ein sehr schöner Garten, mit subtropischer Flora. In der Hauptgeschäftsstraße fast nur Uniformen. Ich wurde von einer M.P. Patrol angehalten, nicht als fluchtverdächtiger P.O.W. sondern wegen meiner Strümpfe, die nicht entsprechend den ›kings regulations‹ waren. Die Preise

sind wesentlich niedriger als in der Lagerkantine, deren Besitzer die reinen Räuber sind.

Im übrigen ging es mir wie dem Goldgräber und Fallensteller in der Stadt, nur daß keine ›nuggets‹ in meiner Tasche klimperten. Ich kam wirklich aus der Wüste ins gelobte Land. – Gestern hat der Oberst uns gesagt, daß ein Hauptmann vom C.S.O.I.C. innerhalb der nächsten 14 Tage uns wegen des Gesuches besuchen wird. Ich habe nicht viel Hoffnung. – Berlin ist in der letzten Woche schwer bombardiert worden, in Italien nicht viel los, in Rußland Gomel genommen, dagegen deutsche Gegenangriffe bei Zhitomir. An Lotte habe ich heute geschrieben. Ich habe keine Wahl.

Von den Eltern vor ein paar Tagen ein Brief, daß Susi am 11. Sept. heiraten sollte.

Ich lese jetzt Schopenhauer.

8. 12. 1943

›Mme Chauvre est une grosse dame, dont la poitrine est à la fois forte et faible; quand elle est assise, on croirait qu' elle tient un petit chien sur les genoux: ce ne sont que ses seins.‹ ›La débauche‹ André Mirabeau.

3. 1. 1944

Am 12. 12. war Cpt. H. aus Maadi da, um mit mir über mein Gesuch zu sprechen. Die Angelegenheit scheint doch nicht ganz hoffnungslos zu

sein. Im übrigen wurde eine große Anzahl anderer Österreicher vernommen. Es scheint, daß doch ein gewisses Interesse vorhanden ist. –

Von Annemarie bekam ich einen Brief mit der Nachricht über Susis Hochzeit.

Weihnachten habe ich ohne viel Sentimentalität verbracht; aus Palmenzweigen konstruierten wir einen Christbaum und konsumierten eine angemessene Quantität Wermut. Um Mitternacht hörten wir die Mette, am Weihnachtsfeiertag wurde eine Feldmesse für das ganze Lager zelebriert; es fiel mir auf, daß bei der Wandlung, anstatt zu knien ›Stillgestanden‹ kommandiert wurde. Wie unitalienisch! Silvesterabend verbrachten wir mit den italienischen Ärzten, die uns in wirklich netter Weise eingeladen hatten. Um 1/2 5 legte ich mich ziemlich betrunken nieder. –

Ich erwarte mir von dem Jahre 1944 so viel wie noch nie zuvor in meinem Leben. Ganz allgemein bin ich überzeugt, daß der Krieg in Europa zu Ende kommen wird. Von mir selbst glaube ich, daß dieses Jahr das Schicksalsjahr meines Lebens sein wird. ›Hausse oder Gosse‹, das alte Lied. Jedenfalls, eine große Wendung steht bevor. Ich kann dieses Jahr, das ich in Gefangenschaft verbracht habe, nicht unbedingt als verloren bezeichnen. Ich habe das Gefühl, daß ich eine ziemlich günstige innere Entwicklung durchgemacht habe. Jedenfalls bin ich bereit, einiges zu wagen.

M.O.1 (S.P.),
War Office,
Whitehall, S.W.1.

17th October 1945.

Wolfgang TREICHL.

Wolfgang TREICHL, son of Dr. Alfred Treichl of Am Modenapark 10, Vienna III, and Leogang, Land Salzburg, was born on 20th June 1915 in Vienna. He volunteered for service with the British armed forces in 1943 and served continuously with them until he was finally killed on active service on 13th October 1944. He was a man of outstanding intelligence and showed qualities of leadership which made him admirably fitted for the arduous duties which were assigned to him. It was clear from the start that he was the type of man who was destined to play a leading part in the shaping of Austria's future and it was therefore a great tragedy that he should have been killed so shortly before his native country succeeded in reaching the first step towards the independence, to achieve which he had contributed so much.

He died while fighting for his country against the Nazi invader.



Lieut. Colonel
General Staff.